

Hat man früher über die Landflucht der Bevölkerung geklagt, so ist jetzt die Stadtlucht zeitgemäß geworden. Wer kann, trachtet, auf dem Lande Grund und Boden zu erwerben. Nicht nur eine schöne Villa, wie es bisher der Fall war, sondern womöglich einen Gemüsegarten und einen Kartoffelacker, Obstbäume, wenn nicht ein paar Felder dabei. Man hat keine Geflügelzucht, wenn auch ein Schwein im Stall, und falls Raum und Geld das nicht gestatten, so begnügt man sich mit Kaninchen und ein paar Gänse oder Enten. Wo nehme ich Kulturuz her? Wie beschaffe ich mir den Trank? Das sind jetzt gesellschaftlich bedeutsame Fragen geworden. Man trägt nicht nur das Bauerngewand in der Stadt, man hat auch sonst außer dieser Hofkette, die gegenwärtig zur Maßnahme der Sparbarkeit wurde, etwas vom Bauern gelernt. Es wäre bemerkenswert festzustellen, wie viel Güter und Landhäuser während des Krieges von Städtern angekauft worden sind. Dazu kommen die Tagesheimstätten, die Kinderkolonien, die junge Städte wenigstens für einen Teil des Jahres aufs Land verpflanzen.

Früher stellte nur das Land in den Fabriken der Stadt seine Kräfte in Sold; nun leih auch die Stadt dem Land seine Arme. Sommergäste, Pfadfinder, allerlei Bauernamateure sind am Werke.

Das alles vollzieht sich aber, wie man weiß, nicht in gegenseitiger Hilfsbereitschaft und friedlicher Wechselwirkung, sondern mit jenem stillen, nun längst schon laut gewordenen Grimm, dessen zeitgemäße Blüten Fremdenhaß und Befehdung der Städter sind. Selbst die grünen Mantungen zwischen Stadt und Land scheinen bereits feindliche Linien geworden, hinter denen es Geplänkel gibt, die durchaus nicht so harmlos sind, als es ansfangs den Anschein hatte. Der Hunger ist ein grausamer Stratege.

Waren ehemals die „Verwandten in der Stadt“ eine Freundschaft, mit der man sich brüsten konnte, so sind es jetzt die Mähnen und Tanten auf dem Lande, selbst wenn es nur Tanten der Köchin oder Hausmeisterin sind. Ein Onkel in Mistelbach oder ein Bruder in Stammersdorf sind mehr wert als der klassische Onkel aus Amerika, weil der Glas des fernen Goldes vor ein paar Erdäpfeln erlischt. Bodendüngung, Kraftfutter, Kompost — sind Modegespräche des Städters geworden. Stallgeruch ist das kostbarste Parfüm.

Das alles wissen wir, aber die Bilder dieses Wandels werden täglich anschaulicher und drängen sich immer fühlbarer unserer Vorstellungswelt auf. Würden sich diese Wechselbeziehungen freundlich abwickeln, man könnte ihnen nur das Wort reden und Stadt wie Land würden daraus ihre Vorteile ziehen in gegenseitiger Bereicherung und Vermehrung ihrer Energien. Denn wenn die Stadt aufs Land kommt, dann nimmt sie nicht nur, dann hat sie auch zu geben. Sie lernt und verwertet das Gelernte von der Förderer der Spitzklopplerin im Erzgebirge und der Stickerin in der ungarischen Tiefebene bis zum Bau mächtiger Motoren, die den Pflug führen und Bäume fällen, die Lasten ziehen und Straßen glätten und dem Landmann jene mechanischen Kräfte stellen, die ihm den Verlust der menschlichen ersetzen. Es scheint aber ein Fluch der Menschen, daß man ihnen den Fortschritt nur schwer aufzwingen kann, daß ein Boden erst mit Argwohn gedüngt werden muß, ehe er fruchtbare Saat aufnimmt. Sitten Kampf und Streit dem Menschen so tief im Blute? Gibt es keine Brücken des Verstehens von Stadt zu Land, wie es keine zu geben scheint, die sich ohne grausame Opfer von Volk zu Volk, von Nation zu Nation schlagen lassen?

H. T.

## Dorf und Stadt.

### Verschobene Beziehungen.

Sonst hat immer die Stadt ihre eisernen Fühler, den Schienenstrang, tiefer ins Land hinein gestochen. Jedes Jahr ergriff sie von einem neuen Gebiete Besitz, und die Geleise waren gleichsam die vorgezeichnete Straße für eine Häuserzeile, die ihnen zur Seite aus dem Boden schoß und deren steinernes Hinterland sich immer mehr verdichtete, bis das Grün allmählich unter ihrem Grau erstickte. Jetzt ist der Schienenweg gekürzt worden. Die Stadt zieht sich mehr in sich selbst zurück in jenen Stillstand, der stets eine Art Rückbildung bedeutet. So haben sich die Begriffe verschoben.

Es ist jetzt das Land, das die Stadt durchseht, nicht zu ihrem Nachteil. Mit Ausbleitung aller Kräfte wird das Grün aus dem steinigern Boden herausgeholt, förmlich herausgezwungen. In den Vorgärten wächst Gemüse. Wo die Bahnröhren der Häuser Lüden freilassen, gibt es häufig Erdäpfelfelder, und auch von der Brigittenau noch stadteinwärts wurde Korn geerntet. Jeder Kasernenhof, viele Schulgebäude haben ihre Beete mit Salat und Spinat, mit Kohl und gelben Kürben. Selbst sandige Zwickel längs des Fahrdammes der Stadtbahn sind zu kleinen Oasen geworden, in denen die Bahnwächtersfrau ihren Gemüsebedarf zieht, von den Schrebergärten und Kriegsfeldern mit ihren tüchtigen Stadtbauern gar nicht zu reden. An der Donaulände, angefüllt vornehmer Finkenhäuser, mit Wohnungen, die 4000 und 5000 K. kosten, ergehen sich wohlgenut Ziegen, die weiter draußen in Grinzing, auf der hohen Warte, in Döbling und Hütteldorf schon häufiger als Hund geworden sind. Das Söhnchen des Kriegsgewinners oder das Töchterchen des Grafen führen die Bicklein grasen, und zu diesen stillen Geißbüben gesellen sich die echten, barfuß, mit dem Spitzhütel, so wie sich's gehört und wie Defregger und Kaulbach sie gemalt haben. Das Zepher der Gerle und das zum Pfeifen gespitzte schmutzige Mäulchen fehlen nicht — genau wie im Wilde.